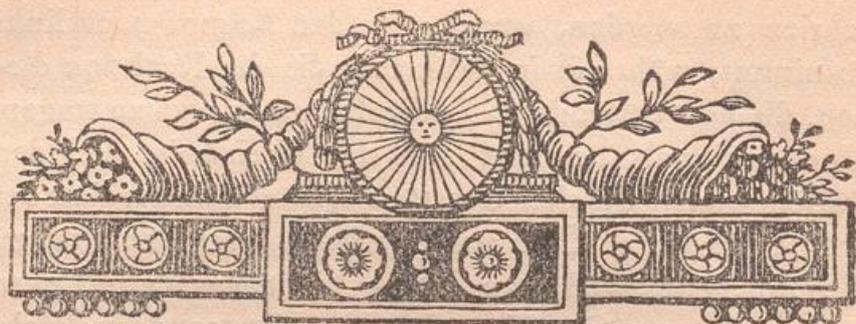




UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans Mackowsky: Das schöne Buch im alten Berlin

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69936](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69936)



DAS SCHÖNE BUCH IM ALTEN BERLIN
VON HANS MACKOWSKY

Auch das schöne Buch, in wohltuendem Ausmaß der Verhältnisse, mit klarer Type auf gutem Papier gedruckt, mit Bildschmuck versehen und in einem gefälligen Einband, ist, wie fast alles, ein Kulturspätling auf Berliner Boden. Der Bücherliebhaber greift mit wählerischem Geschmack am liebsten zu den zierlichen Bänden aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, die in Ganzleder, Papier oder in Seidenstickerei gebunden zwischen eingestreuten Kupfern einen mannigfaltigen praktischen und schöngeistigen Inhalt bieten: Kalendarium, ein wenig Geschichte, eine sentimentale Erzählung, hie und da ein anakreontisch gefärbtes Gedicht und — gut bürgerlich-altpreußisch — die Genealogie der regierenden Hohen Häuser und anderer fürstlichen Personen in Europa.

Aber ehe das schöne Buch im alten Berlin zu dieser Form, in der es klassische Prägung erhalten hat, sich kläuterte und klärte, hat es einen langen Weg durch-

messen, der mehr als einmal in dem legendären Sande zu verlaufen drohte. Es gibt weite Zeitstrecken, in denen es wie vom Boden verschwunden scheint, dann taucht es wieder auf, anspruchsvoll und ungefüge im Format, um bald aufs neue zu verkümmern. Geschmack und Freude daran sind erst spät rege geworden, und lange hat es gedauert, bis das schöne Buch aus einem stolzen und hoffärtigen Fürstengünstling eine Art literarischen Kammerzöfchens des auf höhere Bildung bedachten Bürgertums geworden ist, um schließlich aus Nähkorb oder Pompadour auf den Tisch der guten Stube zu geraten, wo es dann weniger gelesen als gesehen werden sollte.

Es ist in seinen Anfängen wie in seiner Blütezeit Importware und damit wiederum ein Beispiel und ein Beweis des kolonialen Charakters unserer Stadtkultur. Süddeutschland, die Schweiz und besonders Frankreich geben wie die Vorbilder, so auch die Kräfte her, die es zustande bringen. Aber die Berliner Luft bewährt auch an dieser Importware ihre assimilierende Fähigkeit. In ihrer Trockenheit verflüchtigen sich die launischen, spielerischen Elemente der fremden Produktion; dafür verleiht sie ihren Erzeugnissen eine ernste Solidität, eine von Pedanterie gestreifte Tüchtigkeit, die mit ihrem ehrlichen Handwerkseifer original erscheinen läßt, was im Grunde doch entlehnt war. —

Als Johann Tritheim, der Schüler von Celtis und Reuchlin, zum Kurfürsten Joachim I. für kurze Zeit nach Berlin kam, schrieb er von da aus am 20. Oktober 1505: „Rarus hic homo studio deditus scripturarum.“ Und wirklich, wenn man an das geistige Leben im nahen

Wittenberg oder im ebenso nahen Frankfurt a. d. Oder denkt, wo 1506 gleichfalls eine Universität gegründet wurde, so mag sich ein so gelehrtes Haus wie Tritheim in Berlin wie unter Böötiern befunden haben. Aber gerade Wittenberg und Frankfurt haben zunächst den Bildungsstrom von Berlin abgelenkt, bis sie schließlich die Kräfte abgaben, die auch in Berlin das studium scripturarum belebten.

Hundert Jahre nach Erfindung der edlen und freien Kunst Gutenbergs entsteht in Berlin die erste Druckoffizin, und der früheste Berliner Druck, die evangelische Kirchenordnung von 1540, kann bereits Anspruch darauf erheben, aus der Kategorie der seltenen in die der schönen Bücher aufzurücken. Sein Hersteller ist der von Joachim II. aus Wittenberg berufene Hans Weiß, der dort in fast zwanzigjähriger Tätigkeit besonders viele kleine Schriften Luthers „an Tag gegeben“ hatte und dadurch dem reformationsfreundlichen Kurfürsten sich empfahl. Die Zahl seiner Berliner Drucke erreicht nicht einmal das zweite Dutzend, aber was aus seinen Pressen kam, zeugt von Sorgfalt und Geschmack. Auf gutem Papier hebt sich in kräftigem Schwarz eine klargeschnittene Frakturtype ab. Die Ausstattung ist nicht entfernt so reich wie die der besten Reformationsdrucke aus Wittenberg, aber es kommen doch Wappen, Initialen, Titelumrandungen, auch Schwarz- und Rotdrucke vor. Mit Recht rühmt man diesen ersten Berliner Drucken eine gewisse Eleganz der Ausstattung nach.

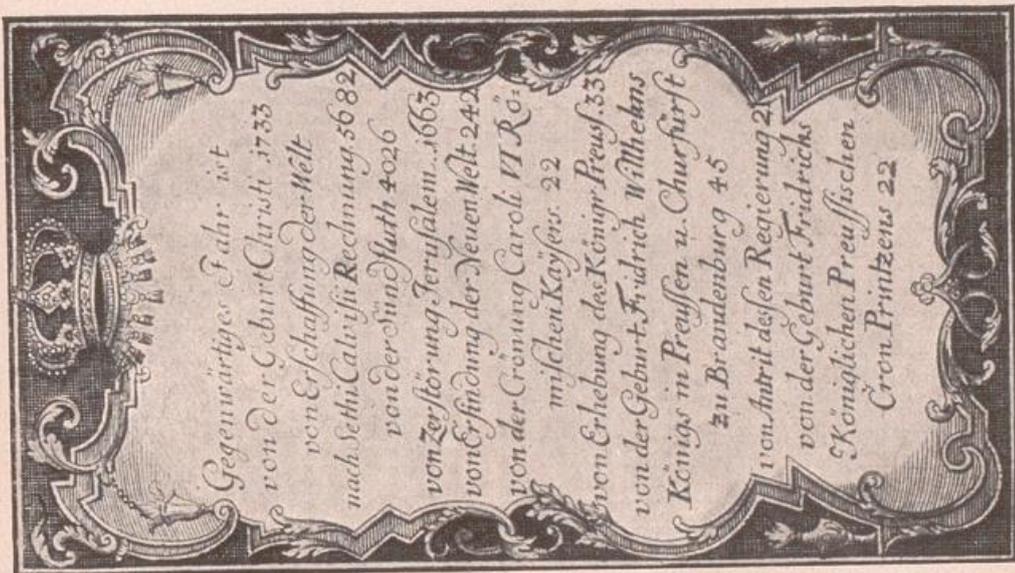
Allein kaum begonnen, bricht auch schon 1547 die Entwicklung wieder ab, und der Buchdruck geht völlig

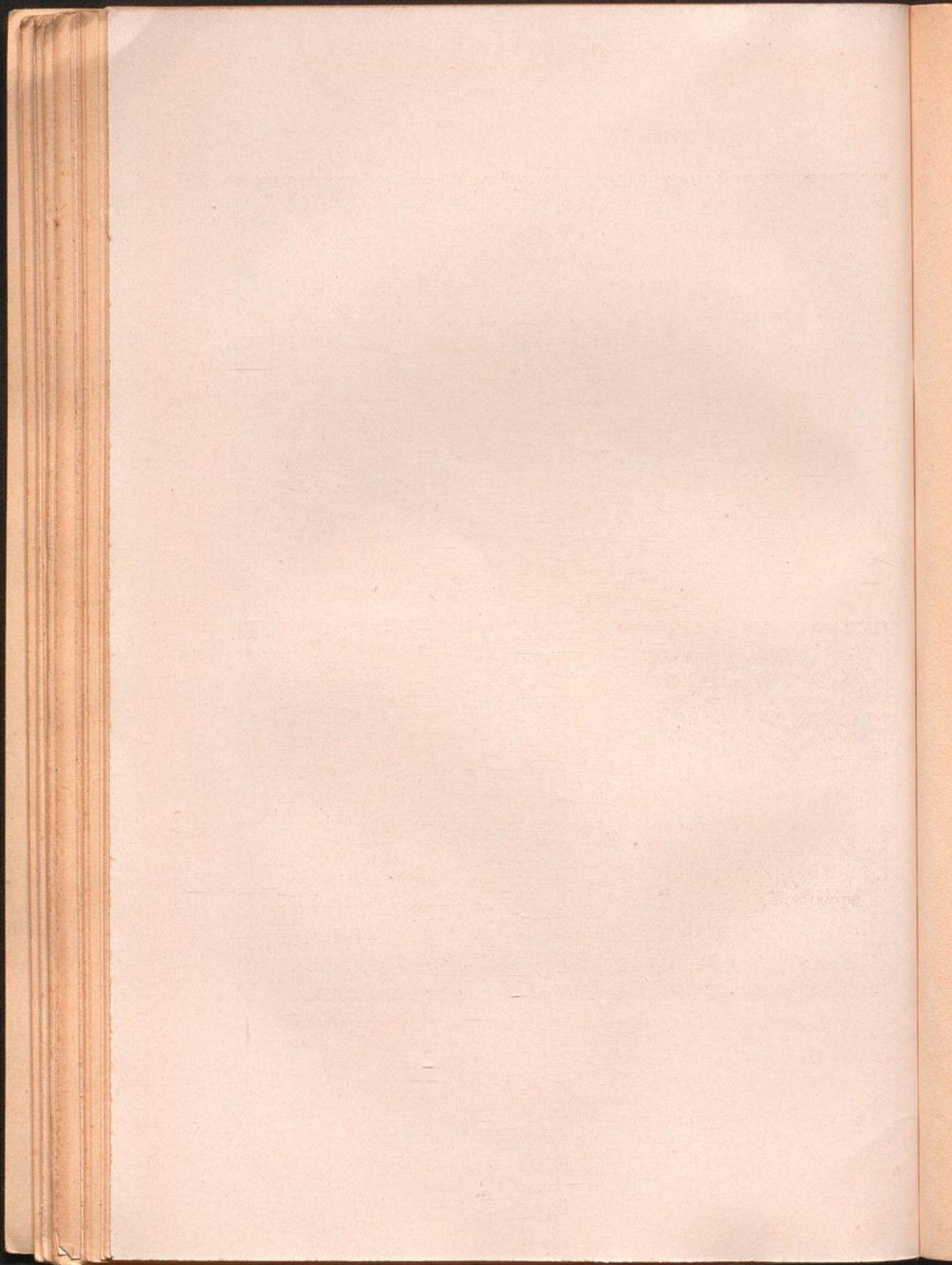
nach Frankfurt a. O. über. Hier entfaltet der von Joachim II. aus Nürnberg berufene Johann Eichhorn eine energische und umfassende Tätigkeit. Er erwirkt 1567 das Druckprivileg für die gesamte Mark, und wenn vorher mangels einer bestehenden Offizin in Berlin nicht gedruckt werden konnte, so durfte fortan infolge dieses Privilegs keine Druckerei in der Hauptstadt errichtet werden. In Eichhorns Diensten stand der geschickte Zeichner Franz Friderich, der, als Kupferstecher selbst tätig, für den Holzschnitt sich Peter Hilles bediente. Ein schönes Denkmal der vereinigten Tätigkeit dieser drei Männer ist die 1572 in Frankfurt gedruckte Augsburgische Konfession mit den großen Holzschnitten des kurfürstlichen Wappens, dem vor dem Kruzifix knienden Joachim II. und dem Bildnis seines Sohnes Johann Georg.

Der Ruf dieser Frankfurter Offizin mit der Pflege ihrer künstlerischen Buchausstattung lockte die abenteuerliche und geheimnisvoll unwitterte Gestalt an, der es durch die Gunst der Umstände beschieden sein sollte, nach fast dreißigjähriger Pause den Buchdruck in Berlin wieder aufleben zu lassen und dem im anspruchsvollen Sinne schönen Buche dort eine Pflegestätte zu bereiten. Von mannigfachen Schicksalen umgetrieben, nach ruhelosen Wanderzügen, die ihn durch ganz Europa, von Schottland bis Griechenland und in den Orient nach Arabien, Syrien, Palästina und Ägypten geführt hatten, in vielen Wissenschaften und Künsten erfahren, erprobt vor allem in der Erkundung und Ausnutzung der schlummernden Schätze im Schoß der Erde, wißbegierig, begabt, ehrgeizig und

eitel, kam Leonhard Thurneißer, aus Basel gebürtig, 1570 nach Frankfurt, um dort bei Eichhorn seine Manuskripte in Druck zu geben und die von ihm dazu entworfenen Zeichnungen sachgemäß ausführen und vervielfältigen zu lassen. Besonders am Herzen lag ihm der Druck seines „Pison oder von den Gewässern Deutschlands“, deren Beschaffenheit, Gehalt und Wirkung er beschreibt, als hätte er sie alle selbst gesehen und untersucht. Sein Glück fügte es, daß bald darauf Kurfürst Johann Georg zur Huldigung in Frankfurt eintraf. Er sah einige ausgedruckte Bogen des Pison, las mit Entzücken und Staunen, was für Schätze sein armes Land barg: Goldsand in der Spree, Saphire und Rubine in der Gegend bei Teltow, Buchholz und Bernau, alaunhaltige Quellen bei Storkow, Schwefel- und Bleilager bei Oderberg, und gleich stand es ihm fest, daß dieser Schatzgräber dauernd für ihn gewonnen werden müsse. Im alten Franziskanerkloster, wo eben der letzte mönchische Bewohner, den man nicht hatte austreiben wollen, im alten Glauben selig gestorben war, wies der Kurfürst Thurneißer Wohnung und Werkstatt an, und hier in den dunklen, vom Salpeter angefressenen Gewölben trieb nun der frisch geadelte Abenteurer sein geheimnisvolles Wesen, vom Kurfürsten mit Gunstbezeugungen überschüttet, von den eifersüchtigen Standes- und Berufsgenossen, insonderheit von den Theologen und Ärzten erst heimlich, dann offen mit „giftgällischer Bitterkeit“ befehdet.

Während aber dort unten „der Teufelsbrei gerührt“ wurde, arbeiteten in dem alten Konventsalle des Klosters Thurneißers Druckerpressen. In großartigem





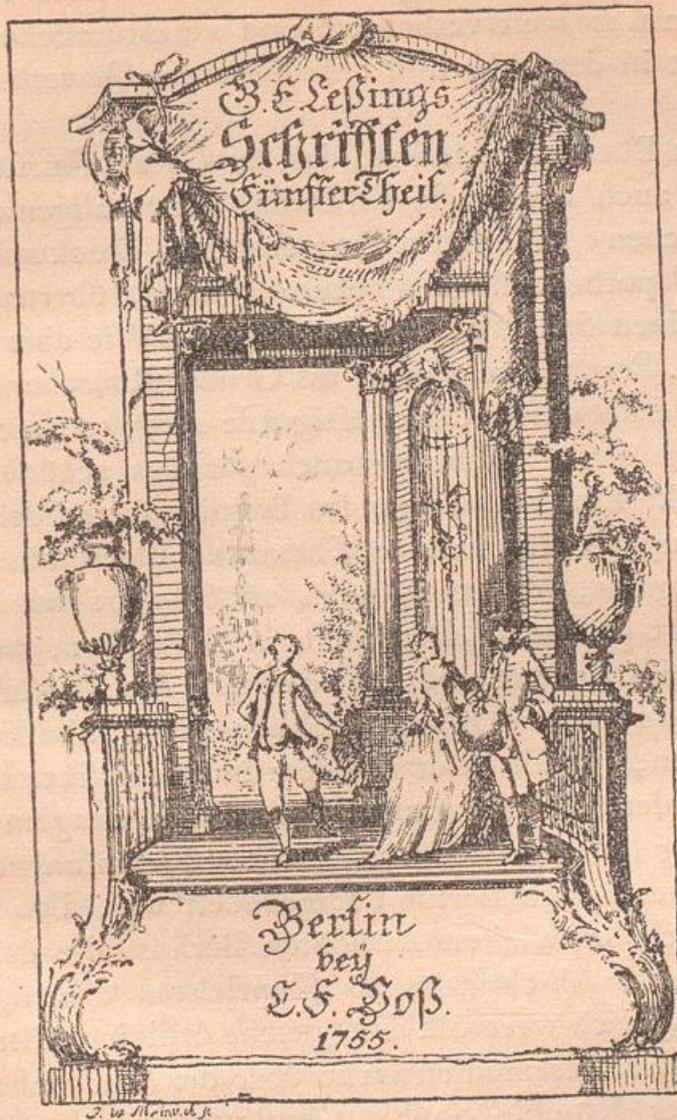
Maßstabe, wie alles, was der seltsame, seiner Zeit weit überlegene Mann angriff, war diese Druckerei ausgestattet. Sie war verbunden mit einer Schriftgießerei und Formschneiderei, in ihr waren die verschiedensten Typen bis zu den fremdländischen, die kaum ein Mensch außer ihm lesen konnte, vertreten, und in ihrer Glanzzeit beschäftigte sie über 200 Arbeiter. Die Bände, die mit dem Druckvermerk „im grawen Kloster“ oder „in Monasterio Leucophao“ aus dieser Offizin hervorgingen, sind anspruchsvoll im Format und reich im Bildschmuck, wie der Mann selbst, der hoffärtig auftrat und stets prächtig gekleidet einherging. Ein gutes Papier, ein reiner Druck, künstlerische Ausstattung durch Leisten, Figuren, Zieraten, kurz, die wesentlichen Vorbedingungen des schönen Buches sind hier erfüllt, und diese Reihe glänzender Werke sichert das Gedächtnis Thurneißers mehr als der nicht unbestrittene Ruhm seiner sonstigen Taten.

Geheimnisvoll wie das Treiben dieses berlinischen Doctor Faustus ist auch sein Verschwinden und der Ausgang seines unsteten Lebens. Der Tod seiner zweiten Frau, mit der allein er in seinen drei Ehen Glück gehabt hatte, und der er in der Klosterkirche ein noch vorhandenes Epitaph weihte, war wie ein Vorzeichen seines sinkenden Gestirns. Neun Jahre noch hielt er sich in Berlin, dann mußte er vor seinen Gegnern das Feld räumen. Schon vorher hatte er seine Druckerei an seinen ehemaligen Setzer und Geschäftsführer Michael Hentzke verkauft, dessen Witwe den Drucker Nickel Voltz heiratete und ihm die Offizin zubrachte. Voltz aber mußte schließlich 1593 aus Mangel an hin-

reichender und lohnender Arbeit nach Frankfurt a. O. übersiedeln. Und wiederum blieb Berlin ohne jede typographische Anstalt, so daß die beliebten Hochzeitskarmina und Leichenpredigten, wie ehemals, in Wittenberg und Frankfurt gedruckt werden mußten. Das schöne Buch war nach der kurzen Thurneißerschen Glanzperiode völlig verschwunden.

Auch das 17. Jahrhundert hat es in Berlin nicht wiedergesehen. Die Druckerei im Grauen Kloster bestand zwar noch bis 1660, als der Große Kurfürst die alten Gebäude zum Magazin und Zeughaus umwandeln ließ. Hier waltete in drei Generationen die Familie Runge, deren ältestes Mitglied Christoph um die Jahrhundertwende vom Kurfürsten Joachim Friedrich aus Neu-Damm berufen worden war. Was aber an „typis Rungianis“ in diesen unruhvollen, durch Krieg und Brandschatzung verheerten Zeitläuften entstand, kann aller Anstrengungen unerachtet keinen Anspruch erheben, dem Thesaurus schöner Bücher eingereiht zu werden. Auch der Große Kurfürst, der Georg Schultz aus Guben zum ersten Hofbuchdrucker privilegierte und ihm „auf dem Schlosse“ seine Offizin anwies, hatte dabei doch mehr das praktische als das ästhetische Bedürfnis im Sinn.

Nur eins änderte sich im Laufe dieses Jahrhunderts, was für die Ausstattung des schönen Buches bedeutungsvoll werden sollte: der Holzschnitt trat seine bisher führende Rolle dem Kupferstich ab. Schon 1570 hatte sich der feiner detaillierende Kupferstich der geographischen Karten bemächtigt; aus derselben Zeit besitzen wir in einem Bildnis Joachims II. den ersten von Franz



Friderich gefertigten märkischen Stich. Und bald war es so weit, daß den Formschneidern nichts mehr übrig gelassen wurde als die Anfangsbuchstaben, unbedeutende Leisten

und Finalstücke. So sank, seines Anreizes beraubt, der einst so weit verbreitete und volkstümliche Holzschnitt in den Abgrund teilnahmsloser Gewerbsmäßigkeit.

Das Bücherverständnis, das der Große Kurfürst vor allem auch durch die Eröffnung einer allgemein zugänglichen Bibliothek im obersten Stockwerk des Schloßapothekenflügels bekundet hatte, übertrug sich auf seinen Sohn, den ersten König. Wie aber Friedrichs I. Prachtliebe überall ins Große, Rauschende und durch das Format Überwältigende stieg, so machte sie sich in dieser Richtung auch für das schöne Buch geltend. Ein hervorragendes Beispiel bietet der reich mit Kupfern durchsetzte Thesaurus Electoralis Brandenburgicus, in drei Bänden 1696—1701 bei Ulrich Liebpert gedruckt. Der Text, in Dialogform gehalten, beschreibt gelehrt und weitschweifig die Kurfürstliche Antikensammlung, hauptsächlich die Medaillen und Münzen; verfaßt ist er von dem Numismatiker Lorenz Beger, der mit den reichen durch Erbvertrag an Brandenburg fallenden Kurpfälzischen Sammlungen von Heidelberg nach Berlin übergesiedelt war. Das Werk ist durch seine alten Ansichten Berlins, die den verschiedenen Abschnitten als Kopfleisten dienen, auch topographisch wertvoll. Die gleiche Offizin stellte dann die großen Zeremonienwerke über die Leichenbegängnisse der Königin Sophie Charlotte und des Königs selbst her in einem monumentalen Typendruck mit Kupferstichen, an denen der Hofgraveur Joh. Georg Wolfgang entscheidenden Anteil genommen hat. Das große Ereignis seines Lebens und seiner Regierung, die

Krönung in Königsberg, ließ Friedrich I. natürlich nicht ohne ein bleibendes typographisches Denkmal vorübergehen. In allen Einzelheiten lernt man durch Wolffgangs Stiche die Vorgänge vom Umritt und von der Proklamation an bis zu den großen Festtagen mit ihrem steifen Pomp kennen, und die 2000 Taler, die der Oberzeremonienmeister, Kammerherr und Hofpoet Johann v. Besser, für seine literarische Verherrlichung der Festlichkeiten erhielt, waren zwar eine fürstliche, doch nicht mühelos verdiente Belohnung.

Das Beispiel des Königs, der sich die Liebhaberei so kostspieliger Drucke gestattete, fand keine Nachahmung, konnte sie auch nicht finden bei dem geringen Bildungsdrang selbst in den höchsten Kreisen. Und für die Stellung seines Nachfolgers zu den Büchern genügt der Hinweis, wie Friedrich Wilhelm I. die Bibliothek und die Sozietät der Wissenschaften behandelte. In Daniel Andreas Rüdiger war wohl ein gewandter und strebsamer Drucker zur Stelle, in Wolfgang ein Kupferstecher, der weit über den Durchschnitt herausragte, aber es fehlte an Sinn und am Geschmack des kauflustigen Publikums. Neben der gebräuchlichen Druckware von Predigten und Gelegenheitsgedichten erschienen die Adreßbücher (das erste 1704) und die Kalender unter der „Approbation der Akademie der Wissenschaften“, aber das waren doch nur Nützlichkeitsdrucke, weit entfernt von dem schönen Buch. Nur ein zierlicher „Schreib Calender vor den Königlichen Preußischen Hoff auf das Jahr MDCCXXXIII“ in Duodezformat mit Stichen von Wolfgang macht eine rühmliche Ausnahme und wirkt mit seiner frühen Jahreszahl wie ein Anachro-

nismus im Vergleich zu den kleinen Taschenkalendern, die später die hohe Mode wurden.

Erst der schriftstellerische Ehrgeiz Friedrichs d. Gr. gibt den Anstoß zu einem neuen typographischen Aufschwung. In einer eigens „au donjon du château“ — es waren die alten, lange nicht benutzten Räume im Schloßapothekenflügel — errichteten Druckerei ließ der König die prachtvollen Quartbände der „Oeuvres du philosophe de Sanssouci“ herstellen. Als künstlerischen Leiter berief er Georg Friedrich Schmidt, der die berühmten Illustrationen dazu fertigte und den von dem Hofbuchdrucker Henning ausgeführten Satz überwachte. Französisch wie der Text ist auch der Geschmack der Ausstattung in schön geschnittener Antiqua mit breitem Rande auf geschöpftem Papier. Die verschiedenen Ausgaben umfaßten immer nur eine sehr beschränkte Anzahl von Exemplaren, die der König für sich und für seine nächsten Freunde bestimmte. So blieben zwar diese Privatdrucke auf die breitere Öffentlichkeit zunächst ohne Einfluß, aber es war doch ein hervorragendes Muster aufgestellt. Und schon die 1760 im Verlage von Christian Friedrich Voß erschienenen „Poésies diverses“ des Königs, die Christian Louis Kunst druckte, nutzten dies Vorbild mit großem Geschick aus.

In „Dichtung und Wahrheit“ kann man am besten nachlesen, wie sich in diesen Zeiten das geistige Leben der Nation entfaltete. Berlin begann ein Sammelpunkt der deutschen Schriftsteller zu werden, die sich „bei den Franzosen in die Schule begaben, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig aus-

zudrücken“. Der Freundeskreis um Nicolai mit Lessing und Mendelssohn als den beweglichsten und tiefsinnigsten Geistern schuf eine kulturelle Gärung, die auch die äußere Form des Berliner Buches ergriff. Die Vorliebe des Königs, die Anwesenheit Voltaires, das fast ganz ausländische Kollegium der Akademie der Wissenschaften begünstigten das Einströmen geschmackvoller französischer Bücherware, die nun auch für den Berliner Buchdruck maßgebend wurde. Die reizenden von Hoppenhaupt und Meil geschmückten Bände, in denen C. F. Voß Lessings „Schriften“ 1753—1755 herausbrachte, sind schon von Goethe gebührend anerkannt worden. Aber Voß, der nur Verleger war und nicht in eigener Offizin drucken ließ, wurde bald von dem unternehmungslustigen Georg Jakob Decker übertroffen, der, aus der Schweiz eingewandert, in der Brüderstraße 29 Druckerei und Verlag etablierte. Decker erweiterte sein Unternehmen nach allen Richtungen. Aus Paris besorgte er sich Typen und ließ französische Schriftgießer kommen, richtete zuerst wieder in Berlin eine eigene Schriftgießerei ein, versah sich zugleich mit den geschmackvollsten Verzierungen, die wiederum die Vorlage zu selbständigen Erfindungen boten, und verwendete auf den Druck die höchste Sorgfalt. Seine Offizin wurde eine Hochschule der Setzerkunst, aus der so ausgezeichnete Drucker wie Friedrich Unger, Wegener u. a. hervorgingen. Zugleich erschienen in Chodowiecki und Johann Meil d. J. zwei Künstler, die nach Geschmack und Anlage geborene Illustratoren waren. Chodowieckis zahllose Blätter mit ihrer Lebenstreue in einer reizvoll versteiften Grazie sind längst bis zur

Überschätzung gewürdigt. Weniger anerkannt und bekannt sind die nicht minder hohen Verdienste des jüngeren Meil, der namentlich durch seine zierlichen Vignetten auf den Buchschmuck in hohem Maße veredelnd gewirkt hat.

Mit dem Sinn für das schöne Buch regt sich auch aufs neue der Wettbewerb zwischen Kupferstich und Holzschnitt, und in Johann Georg Unger d. Ä. ersteht nach langer Pause wieder ein Formschneider von Ehrgeiz, Geschmack und anhaltendem Fleiße. Er bildete sich an den Vorlagen, die ihm der jüngere Meil zeichnete, und sein scharfer und bestimmter Messerschnitt kann es an Geschmeidigkeit und Präzision fast mit der sauberen Energie des Grabstichels aufnehmen. Seine Kunstfertigkeit vererbte er auf seinen Sohn Friedrich Gottlieb Unger, der von den Zieraten zu figürlichen Darstellungen überging und mit seiner verfeinerten Technik die Grenze zwischen Holzschnitt und Kupferstich nahezu verwischte.

Es ist eine Lust und Freude, in dieser Berliner Literatur des 18. Jahrhunderts zu blättern. Bei verschiedenem Format wird doch ein mittleres Kleinoktav bevorzugt, das nur in den Almanachen und Kalendern miniaturhaft zusammenschrumpft. Auf gutem Papier hebt sich eine klar geschnittene Type ab, wobei die gelehrte Welt sich auf die Antiqua versteift, während die schöngeistige die Fraktur bevorzugt. Der Versuch, mit den Ungerschen Lettern die ästhetischen Gegensätze der beiden Typenarten zu überbrücken, bringt doch keine Versöhnung zustande. Aber gerade dadurch wird dem schönen Buche im alten Berlin ein Reiz der

Mannigfaltigkeit gewährt. Gewiß spürt man seine Abhängigkeit vom Ausland, ebenso stark empfindet man indessen das Eigene dieser Zeugnisse einer selbständigen städtischen Geschmackskultur, die alle fremden Elemente nach ihrem Ideal verarbeitet und umgemodelt hat.

Einige der damals gegründeten Firmen, an erster Stelle wieder die zur Ober-Hofbuchdruckerei aufgestiegene Deckersche Offizin, haben bis weit noch in das 19. Jahrhundert hinein gewirkt. Ihnen verdankt man, daß die Tradition des schönen Buches, die von den schweren Geschicken des Vaterlandes lange Zeit bedroht und erschüttert war, nicht untergegangen ist. Illustrativ erreicht das schöne Buch in Berlin noch einmal eine Höhe, ohne Zweifel die bedeutendste, zu der es aufstieg, durch das Genie Adolph Menzels. Ist auch das berühmte Kuglerbuch kein berliner, sondern ein leipziger Erzeugnis, so haben wir dafür die herrliche Ausgabe der Werke Friedrichs d. Gr., die 1846—1857 in 30 Bänden Groß-Imperial-Quart mit 202 Holzschnitten Menzels bei Decker erschienen. Mit dem Lobe des Erfinders und Gestalters, namentlich auch in dem unerschöpflich sprudelnden Geist und Witz der Initialen und Vignetten, ist Menzels Ruhm, wie bekannt, nicht umgrenzt. Er war hier nicht nur Schöpfer, sondern auch Organisator, indem er eine Meisterschule von Holzschneidern sich erzog, vor deren Kunstfertigkeit, dem Original bis ins Feinste nachzugehen, die gepriesenen englischen und französischen Techniker zurücktreten mußten. Und lange noch hat das schöne Buch von diesem Erbe gezehrt.

Es verschwand schließlich zur selben Zeit und aus den gleichen Ursachen, die auch in einem zäheren und längeren Kampfe das alte Berlin vom Boden verschwinden ließen. In dem Maße, wie das schöne Buch industrialisiert wurde, wurde es auch proletarisiert. Die mechanischen Reproduktionsverfahren verdrängten den von künstlerischem Ehrgeiz belebten Holzschnitt, das plebejische Prinzip möglicher Billigkeit brachte notwendigerweise eine Senkung des Niveaus mit sich. Menzels „Zerbrochener Krug“ enthielt in der ersten Berliner Ausgabe die vier Hauptblätter nur noch in photographischer Wiedergabe. Völlig verwüstend wirkten dann die wischigen und unscharfen Auto- und Zinkotypien, die sich nicht mehr harmonisch mit der Gratigkeit der Type verbanden, in mißverständener „malerischer Freiheit“ über den Satzspiegel herausquollen und durch den Anschein der Freihändigkeit die streng geschiedenen Formen und Grundsätze des gedruckten und des geschriebenen Buches verwirrten. Auch der Einband, ein Kapitel für sich, das hier nur im Vorübergehen gestreift werden kann, verlor an Solidität des Materiales wie an Geschmack der Ausführung. Das schöne Buch der 1870er und 1880er Jahre in farbigem, meist grellrotem Kaliko mit überreich aufgepreßtem Golddruck in Schrift und Bild ist nur eine Verzerrung, der die gleiche Geschmacksverwilderung zugrunde liegt wie den Fassaden der Gründerzeit und des neuen Kaiserreiches. Im 6. Bande von Kunst und Altertum durfte Goethe noch die Buchbinderarbeiten Carl Lehmanns rühmen, die „mit englischen und französischen Einbänden gar wohl wett-

eifern könnten“; ein Menschenalter später war auch das leblose Massenware geworden.

Dieser Tiefstand ist inzwischen überwunden, und neben dem Inselverlag in Leipzig darf sich die Firma, deren zwanzigjähriges Bestehen dieser Almanach in feiernde Erinnerung bringt, eines erfolgreichen Anteils an einem neuen Aufschwung des schönen Buches rühmen. Es ist unter anderm ihr Verdienst, das illustrative Genie Slevogts, in dem die Menzelsche Tradition wieder auflebt, erkannt und in den Dienst einer neuen Buchkultur gestellt zu haben.

So schließt der Rückblick auf das, was im alten Berlin für das schöne Buch im gleichgestimmten Wettbewerb von Drucker, Illustrator und Verleger geleistet worden ist, diesmal ohne den melancholischen Verzicht, mit dem sich sonst der Liebhaber einer ehemals im Stolz eines treu geübten Handwerks blühenden Stadtkultur bescheiden muß.

